

## **Universitätsgottesdienst zur Eröffnung des Wintersemesters 2024/25**

*Prof. Dr. Karl Pinggéra*

### **Begrüßung**

Ein herzliches Willkommen zum Gottesdienst, mit dem wir das Wintersemester 2024/25 beginnen. Im Anschluss an den Gottesdienst sind Sie eingeladen, in die Alte Aula hinüberzugehen, wo gegen 11 Uhr die akademische Eröffnungsfeierlichkeit unseres Fachbereiches stattfinden wird.

Nun hat es sich so gefügt, dass ich mich heute in einer Doppelrolle wiederfinde: In der Kirche darf ich Ihnen die Predigt halten, in der Aula werde ich einen mehr oder weniger gelehrten Vortrag aus meinem Fachgebiet halten. Wer von Ihnen sich beides hintereinander antun will, kann dabei der interessanten Frage nachgehen, worin eigentlich der Unterschied besteht zwischen einer Predigt und einer Vorlesung, bzw. ob da überhaupt ein Unterschied besteht. Die Frage scheint berechtigt:

Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte musste im Wintersemester des Jahres 1794 feststellen, dass die attraktiven Uhrzeiten für Vorlesungen an der Universität Jena schon alle vergeben waren. So verlegte er seine „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten“ kurzerhand auf den Sonntagvormittag, und zwar auf die Zeit von 9 bis 10 Uhr. Damit kollidierte die Vorlesung zwar nicht mit dem Universitätsgottesdienst, der erst um 11 Uhr begann, sehr wohl aber mit dem Hauptgottesdienst der großen Stadtkirche. Schnell hatte das Oberkonsistorium den Philosophieprofessor beim Herzog angezeigt, der Fichte denn auch die Vorlesung am Sonntagvormittag untersagte. Sie wurde dann auf die Nachmittagsstunden verlegt. Zu beachten ist, dass Fichte mit seiner Terminwahl die Kirche durchaus nicht provozieren wollte. In den Vorlesungen sollte es „auf Bildung des Herzens und der Tugend“ gehen. Entsprachen sie damit nicht ganz der protestantischen Auffassung vom Gottesdienst?

Dagegen ließe sich nun viel einwenden. Mir würde ein ganzes Arsenal von Argumenten einfallen, warum Predigt und Vorlesung nicht dasselbe sind, warum wir mit guten Gründen zwischen Kirche und Universität unterscheiden und sinnvollerweise zwischen Religion und Wissenschaft differenzieren. Aber das Wahrheitsmoment bleibt doch: Es wäre eine feine Sache, wenn es in beiden Sphären auf je eigene Weise „auf Bildung des Herzens und der Tugend“ gehen würde. Dass solches gelingt, ist letztlich – in beiden Sphären – die Gabe dessen, in dessen Namen wir uns hier versammelt haben.

**Lesung:** Psalm 139,1-6.14-18.23f.

Herr, du erforschest mich  
und kennest mich.

Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es;  
du verstehst meine Gedanken von ferne.

Ich gehe oder liege, so bist du um mich  
und siehst alle meine Wege.

Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge,  
das du, Herr, nicht alles wüsstest.

Von allen Seiten umgibst du mich  
und hältst deine Hand über mir.

Diese Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch,  
ich kann sie nicht begreifen.

Ich danke dir dafür,  
dass ich wunderbar gemacht bin;  
wunderbar sind deine Werke;  
das erkennt meine Seele.

Es war dir mein Gebein nicht verborgen,  
da ich im Verborgenen gemacht wurde,  
da ich gebildet wurde unten in der Erde.

Deine Augen sahen mich,  
da ich noch nicht bereitet war,  
und alle Tage waren in dein Buch geschrieben,  
die noch werden sollten und von denen keiner da war.

Aber wie schwer sind für mich, Gott, deine Gedanken!  
Wie ist ihre Summe so groß!

Wollte ich sie zählen, so wären sie mehr als der Sand:  
Wenn ich aufwache, bin ich noch immer bei dir.

Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz;  
prüfe mich und erkenne, wie ich's meine.

Und sieh, ob ich auf bösem Wege bin,  
und leite mich auf ewigem Wege.

## Predigt

In diesem Semester können Sie besichtigen, was dabei herauskommt, wenn man einen Kirchenhistoriker mit dem Amt des Universitätspredigers beauftragt, noch dazu einen Kirchenhistoriker, der sich mit der Alten Kirche und den Kirchen des Ostens beschäftigt. Denn ich bin auf die Idee gekommen, die Reihe der Universitätsgottesdienste in diesem Semester auf ein Jubiläum hin zu konzipieren, das einem 1.700 Jahre zurückliegenden Ereignis gewidmet ist: dem ersten Ökumenischen Konzil von Nicäa im Jahr 325. Das Jubiläum wird im kommenden Jahr mit vielfachen Veranstaltungen als große ökumenische Feier begangen werden. Denn auf diesem Konzil wurde jenes Glaubensbekenntnis formuliert, von dem man sagt, es verbinde die Weltchristenheit bis auf den heutigen Tag. Um genau zu sein: Es geht um jenes Glaubensbekenntnis, das auf Nicäa 325 zurückgeht, wie es auf dem Konzil von Konstantinopel 381 endgültig formuliert worden ist (das kann in der kirchenhistorischen Zunft dann noch weiter problematisiert werden, was uns hier glücklicherweise nicht beschäftigen muss).

Zu bedenken, zu feiern, darüber zu predigen, was die Christenheit auf dem ganzen Globus verbindet, soll also Thema der Universitätsgottesdienste sein. Um welches Bekenntnis geht es? Nota bene: Es geht *nicht* um jenes „apostolisch“ genannte Bekenntnis, das wir üblicherweise im Sonntagsgottesdienst sprechen. Das ist ein Text, der tatsächlich nur im westlichen, lateinischen, oder wenn Sie so wollen: im abendländischen Teil der Christenheit verbreitet ist. Der Osten kennt ihn nicht. Im Hessischen Gesangbuch muss man vorne, wo das Apostolische Bekenntnis abgedruckt ist, nur einmal umblättern, um auf das „Nizänische Glaubensbekenntnis“ zu stoßen. Wer will, kann das jetzt gerne tun: Man wird fündig auf Seite 48/49. Sie können Ihren Blick über die beiden Seiten schweifen lassen und – wer weiß, vielleicht zum ersten Mal? – wundersame Formulierungen entdecken: etwa von der Schöpfung einer „sichtbaren und unsichtbaren Welt“, oder vom Sohn, der „Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott“ sein soll.

Heute, am Beginn der Reihe, soll es aber nur um das erste Wort gehen: *credo*. Im Lateinischen ist es der Singular „Ich glaube“. Die deutsche Übersetzung macht daraus den Plural „Wir glauben“. Dahinter steht die sicherlich richtige Intention, dass Glaube, wie er im Bekenntnis nachgesprochen wird, die Angelegenheit eines Kollektivs ist. In diesem Sinne glaubt niemand für sich allein, sondern ist immer schon eingewoben in den Überlieferungszusammenhang der Kirche und in die Existenz einer konkreten Gemeinde vor Ort. Und doch haben die Konzilsväter im Singular formuliert: *pistevo – credo – „Ich glaube“*. Diesen Singular will ich Ernst nehmen, wenn wir heute fragen, was das, noch vor jeder inhaltlichen Bestimmung, sei: Glauben.

Beginnen wir mit dem Satz: „Das muss man eben glauben.“ In einem solchen Satz wird „Glaube“ zum Gegenteil von „Wissen“. Es ist sogar noch schwächer als die Vermutung, für die man wenigstens Anhaltspunkte nennen kann. Aber „Das muss man eben glauben“ bezeichnet eine ganz unsichere, eigentlich durch nichts mehr zu begründende Position. Und wer „Das muss man eben glauben“ sagt, wird in der Regel für sich beanspruchen, genau das nicht mehr zu glauben, was den anderen nur durch angemessene Autorität und anerzogene Denkfaulheit plausibel erscheint. Schlechte Karten für die Religion.

An dieser Stelle statten wir noch einmal dem Herrn Fichte einen Besuch ab. Genauer gesagt sind es mehrere Besuche. Wir folgen ihm auf den Stationen seines professoralen Lebens: Jena, Erlangen und Berlin. Und wir schauen ihm dabei über die Schulter, wie er die ganze Zeit über unermüdlich publiziert und gewaltige Denksysteme entwirft – und wie er dabei um das eine Thema kreist: jenes „Ich, das viel besagt“. Das wird man wohl doch als Fichtes Lebensthema begreifen können: wie rätselhaft das letztlich ist, wenn wir „Ich“ sagen. Weil wir uns in diesem Moment merkwürdig verdoppeln: Ich sage „Ich“. Bin ich dann nicht zugleich Subjekt und Objekt? Bin ich mir immer nur zugänglich in einer Differenz, die ich selber nicht mehr einzuholen vermag? Es sind Gedankengänge (oder auch -sprünge) von äußerster Abstraktion, mit denen Fichte seine Leserschaft quält. Und doch sind diese subjektivitätstheoretischen Vexationen kein intellektuelles Glasperlenspiel. Hier wird darum gerungen, ob der Mensch noch zu einer letzten Gewissheit zurückfinden könne, nachdem die Folgen der Französischen Revolution die Brüchigkeit aller Tradition drastisch vor Augen gestellt haben. Es ist kein Zufall, dass der „Weltgeist zu Pferde“ 1806 in der Gestalt Napoleons in Jena eintritt.

Fichte hatte im Laufe der Zeit verschiedene Theorien entwickelt über eine Grundlegung aller Gewissheit, sich dabei selbst mehrfach korrigierend. In Jena hatte er noch eine Position vertreten, die geeignet war, den sogenannten „Atheismusstreit“ auszulösen. Hier galt er manchen als gottloser Geselle, der das Ich auf sich selbst gründete. Was uns hier interessieren muss, ist der Umschwung in seinem Denken, wie er in der Wissenschaftslehre von 1804 und der Religionsschrift von 1806 manifest wird: dass alle Selbstreflexion des Menschen schon das Absolute voraussetze und von ihm her erst ermöglicht werde. Dass die Reflexion auf das Absolute an ein Ursprüngliches rührt, das selbst nicht mehr in Begriffe zu fassen sei. Fichte verwendet hier die Metaphern des Lebens und des Lichtes. Die Vernunft verweise „aus sich hinaus“ an „die Erfahrung ...“, die allein Neues enthält, an ein göttliches Leben.“ (GA II,8,124).

Von fern kann man hier das Echo einer Grunderfahrung hören, die auch dem antiken Menschen nicht fremd war. In seinen „Bekanntnissen“ hat der heilige Augustinus die Beschäftigung mit sich selbst vor uns ausgebreitet. Im dritten Buch wird geschildert, wie er Sinn und Gewissheit im Denken und Leben noch in der äußeren Welt gesucht hatte und dem wahren Gott ganz fern geblieben sei. Und mitten in den Schilderungen seiner Irrwege steht dann der beispiellose Satz: „Doch du warst innerlicher als mein Innerstes und überragtest meine höchste Höhe.“ „Innerlicher als mein Innerstes“ – *Interior intimo meo*. So schlägt die Selbstreflexion um in die Ahnung davon, dass vor und hinter meiner Selbstzerissenheit ein Leben steht, das mir näher ist, als ich mir jemals sein könnte. Grunderfahrung möchte ich diesen Umschlag nennen, weil niemand ausgeschlossen ist von einer Nachdenklichkeit darüber, dass ich mein Leben und Dasein nicht mir selber verdanke. Ich bin nicht durch eigenen Willen und Entschluss in diese Welt gekommen. Ich habe mich mir auch nicht ausgesucht, sondern als der, der ich nun einmal bin, bin ich mir gegeben, oder auch: mir zugemutet. Und dabei werde ich nie deckungsgleich mit mir selber, bin nie ganz Herr im eigenen Haus. Und bin bei alledem doch irgendwie auch immer ich. Ist da ein Grund, der mich in aller Spannung trägt?

Mir scheint, eine solche Intuition vom Grund, der mir näher ist als ich mir selbst bin, begegnet uns auch in der biblischen Überlieferung. Deswegen habe ich als Lesung den Psalm 139 ausgesucht. Da wird Gott besungen als der, der mich kennt, der von mir weiß, „ob ich sitze oder stehe“: „du verstehst meine Gedanken von ferne“. Da ist einer, der meine Gedanken schon kennt, ehe ich sie selbst bewusst gefasst und formuliert habe. *Interiori intimo meo!* „Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr nicht alles wüsstest.“ Schon in meinem vorgeburtlichen Dasein, welches meinem Selbstbewusstsein schlechthin entzogen ist, war Gott mir nahe: „Es war dir mein Gebein nicht verborgen, da ich im Verborgenen gemacht wurde, da ich gebildet wurde unten in der Erde. Deine Augen sahen mich, da ich noch nicht bereitet war“. Dem Psalmisten wird diese Ahnung Anlass für dreierlei: erstens dem Bekenntnis der Unbegreiflichkeit Gottes („Aber wie schwer sind für mich, Gott, deine Gedanken!“); zweitens der Bitte um Vergewisserung durch Gott, eben weil er mich besser kennt, als ich selbst („Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz; prüfe mich und erkenne, wie ich's meine.“); und drittens ist das alles eingebettet in die große Vertrauensaussage: „Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.“ Die Ahnung von jenem absoluten Leben, dem ich mich radikal verdanke, hat nichts Bedrohliches. Es gibt keinen Grund zum Fürchten, wenn mir aufgeht, dass da ein Absolutes anweist, das mir näher ist, als ich mir selbst bin. Im Gegenteil: Darin liegt der Grund eines tiefen Vertrauens in das Leben („du hältst deine Hand über mir“).

Fichte hat jenen absoluten Grund nicht nur mit den Metaphern „Licht“ und „Leben“, sondern auch mit „Liebe“ beschrieben. Von unvergänglicher Schönheit sind die Sätze aus der Religionsschrift von 1806: „Was ist es denn, das uns Gottes gewiss macht, außer die schlechthin auf sich selbst ruhende und über allen ... Zweifel erhabene Liebe? ... Nicht die Reflexion, welche vermöge ihres Wesens sich in sich selber spaltet, und so mit sich selbst sich entzweit; nein, die Liebe ist die Quelle aller Gewissheit, und aller Wahrheit, und aller Realität.“ In den Folgejahren führt Fichte diesen Gedanken weiter: Wenn Gott so als Liebe gefasst wird, wird auch eine Selbstmitteilung Gottes in die Welt hinein denkbar. Es wird denkbar, dass Gott sich selbst aus Liebe als Liebe offenbart. Das kirchliche Bekenntnis hatte dem frühen Fichte noch als sprachlicher Notbehelf gegolten, der die übersinnliche Wahrheit in eine sinnliche Hülle kleidet. Als „Notsymbol“ sei das Bekenntnis stets veränderbar und verbesserungsbedürftig. Anders der späte Fichte, der 1812 die Entstehung des Bekenntnisses ausdrücklich auf die Offenbarung zurückführt. Das wahre sittliche Leben könne im einzelnen zum Durchbruch kommen, „so gewiss es ein ursprüngliches Durchbrechen ist, dessen, was in der Welt noch nirgends vorhanden ist, auf eine unbegreifliche, an kein vorheriges Glied anzuknüpfende Weise: ... als *Offenbarung*.“ (GA XI,105) Philosophie wird so zum vernünftigen Nachvollzug des sittlichen Glaubens, der durch die Offenbarung eröffnet wird.

Das sind steile Gedankengebäude, die sich in der heutigen Wissenschaftslandschaft wie jene porösen „lost places“ annehmen, die von der Melancholie des Verflissenen umweht werden. Gleichwohl, diese verlorenen Orte erfreuen sich größter Beliebtheit. Und so hege ich die verwegene Hoffnung, es könnte attraktiv sein, von der Ahnung des Grundes als Liebe weiterzugehen zu der Weise, wie sich der Grund als Liebe selbst mitgeteilt hat. In der christlichen Religion herrscht bekanntlich die Überzeugung, Gott habe sich selbst

erschlossen als Vater, als Sohn und – Sie erlauben mir den kleinen Verfremdungseffekt – als Heiliges Pneuma. So ist das Bekenntnis von Nicäa in drei Teile gegliedert; und so werde ich über das Semester verstreut meine drei Predigten halten. Und zwar als Entfaltung dessen, was ich versucht habe, als Wesen des Glaubens einsichtig zu machen: einer keineswegs unvernünftig ahnenden Gewissheit vom Grund meines Daseins als Liebe.

War das jetzt eine Predigt oder eine Vorlesung? Vielleicht ein Mittelding. Ich erinnere mich, wie ich mich als Student vor vielen Jahren durch die enigmatischen Satzungeheuer des Deutschen Idealismus hindurchkämpfen musste – und sich so manches Mal die Sinnfrage stellte, ob mir denn dieses abgedrehte „Zeug“ auf dem künftigen Lebensweg jemals nützlich sein würde. Rückblickend würde ich das heute schüchtern bejahen. Wie soll man an dieser Welt und an ihren ungerechten Zuständen, an den menschengemachten Katastrophen und der menschenverachtenden Gewalt nicht verzweifeln, wäre da nicht eine Hoffnung und ein Vertrauen, das vor aller Reflexion liegt und sich als das Andere zur Geltung bringt. Wer an einer besseren Welt bauen will, mit den Worten der alten Philosophen: wer sittlich handeln will, wird gut daran tun, sich dieses Grundes zu versichern, der allem Handeln vorausgeht.

Außerdem, und damit will ich (endlich) schließen, ist mir die Erfahrung zuteil geworden, dass meine studentische Beschäftigung mit Fichte, so oberflächlich sie auch gewesen sein mag, mich einmal aus einer höchst brenzligen Situation gerettet hat: Ich war noch nicht lange nach Marburg berufen, als ich an einem Diner teilnehmen musste, zu dem Professorinnen und Professoren aus allen Fachbereichen geladen waren. Ich entsinne mich noch, dass rechts neben mir ein Kulturanthropologe saß und links gegenüber ein Chemikerin. Das Fachgebiet der Kollegin, die mir direkt gegenüber saß, verschweige ich aus Datenschutzgründen, damit man keine Rückschlüsse ziehen kann. Denn diese Kollegin nutzte eine Gesprächspause bei Tisch, um mich ins Visier zu nehmen. Für alle gut hörbar wandte sie sich an mich: „Nicht wahr, Herr Pinggéra, Theologie ist ja keine Wissenschaft. In der Wissenschaft geht es, wie der Name sagt, um Wissen. Aber bei Ihnen muss man glauben. Sie sind ja nicht voraussetzungslos, sondern müssen den Glauben voraussetzen.“ – Gespannte Stille am Tisch, alle Augen richteten sich auf mich. Ich spüre die gespannte Erwartung, wie der junge Theologe seinen Kopf aus der Schlinge ziehen würde. Während ich noch nach Worten suche und mich anstrengte, nicht rot anzulaufen, meinte die Kollegin nun noch folgenden Satz nachschieben zu sollen: „Wissen Sie, ich habe ja über den frühen Fichte promoviert.“ Ich bin von Hause aus kein schlagfertiger Mensch, aber da ist mir von irgendwoher aus dem Universum folgender Antwortsatz zugeflogen: „Sehen Sie, Frau Kollegin, Sie hätten sich mit dem *späten* Fichte beschäftigen sollen!“ Allgemeines Grinsen, das Thema war abgehakt und ich als Punktsieger vom Platz gegangen, das Tischgespräch wandte sich anderen Dingen zu. – Falls also auch Sie einmal über schwer verständliche Texte gebeugt zu Hause oder in der Bibliothek sitzen: Bleiben Sie am Ball! Es wird sich irgendwann einmal auszahlen.

Amen.